

Zeitschrift: Clubnachrichten / Schweizer Alpen-Club Sektion Bern
Herausgeber: Schweizer Alpen-Club Sektion Bern
Band: 12 (1934)
Heft: 8

Rubrik: Verschiedenes

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Verschiedenes.

Aus C. Meiners, Briefe über die Schweiz.

Herausgegeben in Berlin bei C. Spener 1784.

(Rechtschreibung in der Hauptsache nach dem Originaltext.)

(Fortsetzung.)

Lauterbrunnen am 25sten Jul.

Morgens um 6 Uhr.

Ungeachtet wir die letzte Nacht, oder vielmehr heute früh erst um ein Uhr zu Bette gegangen sind, so kann ich doch schon seit einer halben Stunde nicht mehr schlafen. Wenn die Einbildungskraft auf einmal mit so vielen neuen Bildern erfüllt, und das Herz von so vielen starken Empfindungen gerührt worden ist, als wir gestern empfangen haben, so ist es fast nicht möglich, eines langen und ungestörten Schlafes zu geniessen. Das, was man gesehen und empfunden hat, regt sich noch immer nach, oder gräbt sich tiefer ein, und lässt weder die Sinne, noch die Phantasie zu einer vollkommenen Ruhe kommen.

Als wir gestern Unterseen verliessen, fanden wir den Weg an beyden Seiten noch eine gute Strecke mit Kirschbäumen besetzt, unter deren Schatten wir fortfuhren. Diese Obstbäume hören nicht lange vor dem Anfange des Lauterbrunner Thales, oder der Vereinigung der beyden Lüttschinen auf. Die Ruinen des Schlosses Unspunnen, die man Reisenden zu zeigen pflegt, und die hohen Felsen der Eisen Flühe, die Jupiter mit seinen Blitzen zersprengt und verbrannt zu haben schien, waren mir viel weniger interessant, als die Lüttschinen, die Hunnenflühe und der Sausbach, die einzigen recht merkwürdigen Gegenstände, die wir zwischen Unterseen und Lauterbrunnen antrafen. Die Lüttschine ist ein Gletscher Wasser, was von den Schneebergen und Gletschern, die das Lauterbrunner Thal einschliessen, vorzüglich von der Jungfrau herabkommt, und sich bey Zwey Lüttschinen mit einem andern Wasser gleiches Namens vereinigt, was aus dem Grindelwald herunter fliesst. Die Lüttschine durchbraust das Lauterbrunner Thal mit eben der unbeschreiblichen Kraft und Geschwindigkeit, womit der Rhein sich bey Schaffhausen herunter stürzt. Ihr tiefes und mit ungeheuren Felsen besätes Bett ist so abschüssig, dass man niemals sagen kann, dass sie irgendwo im eigentlichsten Sinne dieses Wortes fliesse. Ihr ganzer Lauf ist eine Reihe aneinander hängender Wasserfälle, die bald durch ihr Geräusch, bald durch die Wellen und

Strudel, die sich bilden, bald durch die Formen von Felsen, von welchen sie herabschiessen, oder an welchen sie sich brechen, das Auge an sich ziehen. Wegen der unaufhörlichen Fälle ist der Strom grösstentheils so dick mit Schaum bedeckt, dass man die eigentliche trübe Weisse, wodurch sich Gletscherwasser von allen andern unterscheiden, oft nicht erkennen kann. Wenn man die Lutschine einmal erreicht hat, so bleibt man ihr immer zur Seite, und nicht selten schwebt man auf dem engen Wege, der meistens nicht mehr, als den kleinen Wagen, auf welchem man fährt, und zur Noth den Fuhrmann, der das Pferd beständig an der Hand leitet, halten kann, in so grausenvoller Höhe über ihrem Abgrunde, dass man an solche Aussichten gewohnt seyn muss, wenn man den Blick in die wüthende Lutschine aushalten will. An der linken Seite steht die sogenannte Hunnenfluh, welcher Fels einer alten aus Quadersteinen aufgeführten Bastion so ähnlich sieht, dass alle Topographen und Reisebeschreiber diese Aehnlichkeit bemerkt haben, und kein Reisender sie leicht übersieht, der auch nicht weiss, dass sie schon andern vor ihm aufgefallen ist. An dem Ufer, an welchem man fährt, stürzt sich von eben der Gebirgskette, von welcher der Staubbach herabkommt, der Sausbach herab. Dies war das erste Bergwasser, in dessen Bett ich deutliche Spuren der unwiderstehlichen Gewalt sah, mit welcher solche Bergströme sich zu gewissen Zeiten in die Thäler ergiessen. Das ganze Bett war mit zentnerschweren Felsstücken belegt, denen man es ansah, dass sie noch nicht lange ihre gegenwärtigen Stellen erhalten, und dass der Bach sie in den Augenblicken seines Grimms mit eben der Leichtigkeit, als jezt die leichtesten Wasserblasen, fortgewälzt hatte.

Ohngefähr eine halbe Stunde vor dem Dorf Lauterbrunnen erblickten wir zum erstenmale den Staubbach, der in der Ferne einer ruhigen fast unbeweglichen, und nirgends unterbrochenen Säule von schäumendem Wasser, oder vielmehr einem breiten unbeweglichen Stück weissen Tuches oder Linnens, dass man von den Felsen herabgelassen hätte, ähnlich ist. Gleich nachdem wir vor dem Pfarrhause abgestiegen waren, und dies war Abends 6 Uhr, eilten wir, so geschwind wir konnten, diesem Phänomen zu. Wir betrachteten den Fall lange sowohl von vorne als von beyden Seiten, allein wir stimmten alle in dem Urtheile zusammen, dass der Ruhm des Staubbachs viel grösser, als seine Verdienste sey und dass man ihm zuviel Ehre erweise, wenn man ihn mit dem Rheinfall bey

Schaffhausen vergleiche. Der Anblick des Staubbachs, den man sowohl vor dem Pfarrhause, als auf der Gallerie desselben beständig vor Augen hat, gewährt zwar ein neues wunderbares Schauspiel, das die Neugierde reizt, bringt aber keine von den Rührungen und Betrachtungen hervor, die ich bey dem Rheinfall in mir wahrnahm. Man entdeckt nirgends Spuren von der unbegreiflichen Kraft und Geschwindigkeit, wodurch der Rheinfall so gross und Seelenerhebend wird, und wenn einmal die erste Neugierde befriedigt ist, ja selbst während der ersten Beobachtung, bleibt man ebenso ruhig und kalt, als man vorher war. Zwar ist die Höhe, von welcher der Staubbach herabfällt, viel beträchtlicher als die des Rheinfalls. Denn man schätzt die erstere, wie ich glaube, etwas übertrieben, auf neunhundert Schuh; allein diese Höhe, die mächtig wirken würde, wenn der Fels, von welchem der Staubbach sich herabstürzt, ganz allein da stünde, trägt jetzt wenig zur Verstärkung des Eindrucks bey, da man seit dem Eintritt in das Lauterbrunner Thal beständig von eben so hohen oder noch höhern Bergen umringt war, und man noch überdem rund um sich her viel höhere Berge, besonders die unersteigliche Jungfrau vor sich sieht, deren niedrigster Fuss sich über die Felswand erhebt, an welcher der Staubbach herabschiesst. Selbst das Geräusch, was der zerstäubende und sich wieder sammelnde Bach verursacht, ist so gering, dass man es nur in der Nähe hören kann, und dass es auch in der Nähe von dem fürchterlichen Getöse gleichsam verschluckt wird, was die in ziemlicher Entfernung und in der Tiefe strömende Lütschine hervorbringt. Wenn aber der Bach bey anhaltendem Regen oder heftigen Ungewittern plötzlich angeschwellt wird, so soll er mit einer furchtbaren Gewalt Felsstücke herabrollen, die durch ihre wiederholten Fälle von einer Wand auf die andere ein unaufhörliches Donnern verursachen müssen.

Nicht lange vorher, als wir in Lauterbrunnen anlangten, schien es, als wenn ein starkes Ungewitter kommen würde, allein in weniger als einer Stunde zerstreuten sich alle Wolken, und mit ihnen verschwand die Hoffnung, den verstärkten Laut und Wiederhall des Donners in diesem engen, und mit den höchsten Bergen von Europa umgebenen Thal zu hören. Eben deswegen, weil der Staubbach nichts wahrhaftig grosses hat, kann man ihn viel besser beschreiben und zeichnen, als den Rheinfall, und wenn Sie das Blatt, auf welchem Herr Aberli den Staubbach gezeichnet hat, aufmerk-

sam betrachten, so werden Sie sich den Eindrücken, welche der wirkliche Anblick erzeugt, unendlich mehr nähern, als wenn Sie die Zeichnung eben dieses Künstlers vom Rheinfall ansehen. Der Bach stürzt sich aus einer mit Tannen besetzten Höhe in zweien schäumenden Strömen, von welchen der rechte der stärkste ist, über den Rand einer steilen mehrere hundert Schuh hohen Felswand weg, an welcher er in sichtbaren, aber sich immer verdünnenden Wellen bis ohngefähr an die Hälfte seines Falls herabzugleiten scheint. Dies Herabglitschen ist zwar eine blosse Täuschung, indem der Bach sich wirklich vom Felsen losreißt, und in den leeren Luftraum hinein stürzt; allein diese Täuschung schwächt doch den Eindruck des ganzen Schauspiels nicht wenig, da die Wassermasse durch das sanfte Hinabglitschen vieles von ihrer Kraft zu verlieren, oder eine sanftere Bewegung zu erhalten scheint, als man sich einbildet, dass sie sonst würde gehabt haben. Ohngefähr gegen die Mitte der Felswand ist es, als wenn der Bach aufhörte, ein zusammenhängende Wassermasse zu seyn, und als wenn sich seine immer mehr und mehr zuspitzenden und divergirenden Wellen in Staubwolken aufgelöst würden. Diese aufgelösten Dünste sammeln sich aber bald auf einer hervorragenden Felsbank wieder, und rinnen in vier bis fünf kleinen Strömchen und unzähligen einzelnen Tropfen in ein nicht sehr tiefes Loch hinab, in welches wir ohne Gefahr und ohne einmal ganz durchgenässt zu werden, hinunter steigen konnten. Wegen der Höhe des Falls verbreiten sich die zerstäubenden Tropfen, wie ein feiner Regen auf einige hundert Schritte, aber nicht so stark und so weit umher, als ich nach mehreren Beschreibungen erwartete.

Wenn man den Bach von der Seite betrachtet, so kommt es einem vor, als wenn man in eine Wolkensäule hinein sähe, die durch beständig veränderte Windstösse in jedem Augenblicke neue Richtungen, Gestalten, und wenn Sie dies Wort anders verstehen, Wallungen erhalte

Nachdem wir den Staubbach für diesmal genug beobachtet zu haben glaubten, legten wir uns unter den Fall, aber doch so, dass wir von dem Staubregen nicht erreicht werden konnten, auf den weichen mit wohlriechenden Kräutern und Gräsern reich bewachsenen Wiesengrund hin, um uns den Empfindungen ganz zu überlassen, welche der nahe und ungestörte Anblick eines der höchsten Schneeberge und seiner Nachbarn in uns hervorbringen

würde. Wir hatten zuerst den Mönch (wohl Schwarz-Mönch. Red.), oder den untersten steil abgeschnittenen Felsenfuss der Jungfrau, die erhabenen Gipfel der Jungfrau selbst, das Gross- und Breithorn samt ihren Gletschern, alle von einer erhebenden Abendsonne erleuchtet, vor uns, und zur rechten Seite andere Felsengebürge, an deren einem der kleine Staubbach milchweiss herabschoss.

Sobald ich meine Augen zum erstenmale recht aufmerksam auf die Jungfrau heftete (und dies hatte ich bisher vermieden, um mir nicht vorzugreifen, und die Fülle des Genusses nicht zu schwächen — ! —) so war es, als wenn ich den ganzen Tag über noch nichts Merkwürdiges gesehen hätte. Stille Bewunderung und Anbetung und Demüthigung vor dem unbegreiflichen Schöpfer solcher erhabenen Werke waren mit dem ersten Blick verbunden, und diese Empfindungen waren nicht etwa Rührungen des ersten hinreissenden Augenblicks, sondern sie dauerten in der Seele eben so lange fort und kehrten eben so oft wieder, als ich die Jungfrau betrachtete. Ungeachtet man hier in eine ganz erstarrte und vielleicht nie belebte Schöpfung hineinschaut, so offenbart sich doch der Schöpfer nirgends herrlicher, als in diesen Wüsten der Natur, und ich glaube kaum, dass irgend ein nicht ganz gefühlloser Mensch die Jungfrau zum erstenmale betrachtet hat, ohne von ihren Höhen sich unmittelbar zu ihrem unsichtbaren Urheber hinauf zu schwingen. Wo man seine Augen auch hinwendet, drängen sich von allen Seiten her erschütternde Bilder und Spuren von Allmacht, Ewigkeit und Unermesslichkeit auf. Wer anders, als der Allmächtige konnte diese Felsmassen aufthürmen, deren Höhen menschliche Augen kaum zu erreichen, und von deren Umfang sie immer nur einen kleinen Theil zu umfassen im Stande sind? Wer anders, als der Ewige konnte diese Berge gründen, die so vielen uns unbekanntem Jahrtausenden getrotzt haben, und die vielleicht nicht eher, als mit dem Ende der Zeiten oder der Umformung aller vergänglichen Dinge aufhören werden?

Als wir die Jungfrau zuerst ansahen, war noch fast ihr ganzer Körper, so weit er mit dem nur zum Theil sich erneuernden Schneemantel angethan ist, von der Abendsonne erleuchtet, die aber bald ihren goldnen Schmuck von dem blendend weissen nie entweihten Busen zurück zog, und nun allein ihr jungfräuliches Antlitz röthete, das niemals von einem andern Bräutigam, als von den Strahlen der Sonne und von Sturmwinden, wenn diese anders (= überhaupt)

sich so weit erheben können (!), geküsst worden ist. Dass Stürme den Saum des Gewandes der Jungfrau von Zeit zu Zeit heftig schütteln, zeigen die tiefen wellenförmigen Furchen, die ich mit meinem Teleskop bis zu beträchtlichen Höhen deutlich wahrnahm, die aber gegen den ehrwürdigen Scheitel hin zu verschwinden schienen.

(Forts. folgt.)

Literatur.

Das Wildenmannlisloch, die älteste menschliche Siedelung aus der Altsteinzeit im Obertoggenburg. Monographie von Dr. E. Bächler. Herausg. Sektion Toggenburg, S. A. C. Preis für S. A. C.-Mitglieder Fr. 3.—. Bestellungen an A. Ruggle, Ebnet. Postcheck IX 6783 St. Gallen.

Es ist ein Werk echter Heimatkunde, das der S. A. C. mit der Sektion Toggenburg durch tatkräftige finanzielle Unterstützung der Ausgrabungen in den Jahren 1923—27 geschaffen haben. Nicht minder glücklich ist die Idee der Sektion Toggenburg, neben der rein fachwissenschaftlichen Darstellung die Ausgrabungsergebnisse allgemein verständlich bearbeiten zu lassen. Das zahlreiche, gut ausgewählte Bildmaterial und die geschickt abgefasste Einführung in die Urgeschichte der Schweiz, speziell des Toggenburgs, machen dieses Werk zu einem rechten Heimatbuch des Toggenburgs.

Die Ausgrabungen am Wildenmannlisloch sind besonders interessant und geeignet, die Kenntnisse über die Altsteinzeitmenschen zu bereichern. Die Entstehung der Wildenmannlishöhle reicht in die letzte Zwischeneiszeit zurück. Wie in keiner der bisher bekannten Höhlen der Schweiz ist hier eine geradezu klassische Gliederung der einzelnen Schichten anzutreffen, die ermöglichen, die geologische Zeitlage der prähistorischen Funde daselbst auf das genaueste zu bestimmen. Diese Funde sind Zeugen primitivster Steinbearbeitung und die Ergebnisse dieser Ausgrabungen liessen es wert erscheinen, das Wildenmannlisloch in die Zahl der schweizerischen und ausländischen Altsteinzeitstationen einzureihen, obschon keine Knochenreste gefunden wurden. — Diese sehr interessante Schrift kann jedem Altertumsforscher und Freund des Toggenburgs angelegentlichst empfohlen werden.

A. A.